

SPANNUNG

GMEINER



CORNELIA NAUMANN

Scherben des Glücks

*Das Leben der
Wilhelmine von Bayreuth*

Historischer Roman

und wenn, war es die Schuld des Königs von Preußen, der zu geizig gewesen war, seine Kinder impfen zu lassen. Und jetzt machte er seiner Tochter aus ihrer Krankheit auch noch einen Vorwurf! Er war wirklich herzlos.

»Sie hat keine Narben, Majestät. Sie ist die Tochter eines großen Königs, und daher prädestiniert, einen König zu heiraten. Wenn ich als mein bescheidenes Verdienst hinzufügen darf: Sie ist auch gebildet und bewandert in allen Fragen der Etikette.«

»Etikette! Dieses französische Getue!«, rief er ungeduldig aus.

»Ich meine die europäische Diplomatie, ohne die wir nicht auskommen, wenn wir die Länder befrieden und nicht ständig Kriege austragen wollen.«

Das wollte er nicht, das wusste sie. Man verspottete ihn wegen seiner Vorliebe zu seinen »langen Kerls« zwar als »Soldatenkönig«, am wirtschaftlichen Aufschwung seiner »Streusandbüchse« aber lag ihm mehr als an kostspieligen Eroberungsfeldzügen. Krieg hatte er bisher vermieden.

»Treiben die Weiber jetzt Politik?«, herrschte er sie an.

»Nein, Majestät, Politik ist Männersache«, sagte das Fräulein gehorsam, »aber Sie wissen, wie viel eine Nation mit einer klugen Königin gewinnt. Denken Sie an Ihre Frau Mutter.«

Er furchte die Stirn. »Meine Mutter war eine große Königin, aber eine schlechte Christin.«

Jeden Einwand mit einer Geste seiner dicken Hand abwehrend, fuhr er fort: »Sonsfeld, meine Tochter wird ihre Fähigkeiten nicht am Prinzen von Wales erproben, dies ist endgültig vorbei. Ich hätte diese Verbindung nicht ungern gesehen, wenn ich auch nicht so versessen darauf war wie die Königin, deren Heiratspolitik ständig meine Bündnispolitik durchkreuzt. Der König von England hätte mein Minneken haben können, er hat nicht gewollt.«

Nach dem königlichen Fußtritt in den englischen Diplomatenhintern vor einem Jahr sah die in der Etikette Bewanderte dies anders, aber sie schwieg.

»Meine Tochter wird ihre Fähigkeiten als Regentin der Markgrafschaft Baireuth erproben können, die wir als Bollwerk gegen die Habsburger dringend brauchen.«

Er sah das Fräulein Luft holen, hob wieder die Hand und fuhr fort: »Die Sache ist beschlossen. Die Kommission hat Befehl, heute Abend nach Berlin zu fahren und der Kronprinzessin die Kabinettsorder vorzulegen. Meine Tochter kann mir ihre Unterwürfigkeit beweisen, indem sie unterschreibt. Dann werde ich sie in Gnaden wieder in die Familie aufnehmen ...« Er lehnte sich über den Schreibtisch und fixierte das Fräulein mit stechendem Blick: »... und ihren Bruder auch.«

Die letzten Worte hatte er sehr bedeutsam angefügt. Das Fräulein verneigte sich.

»Willminne hat das Schicksal ihres Bruders in der Hand, lasse Sie, Sonsfeld, daran

keinen Zweifel. Sie weiß, was sie zu tun hat, Äbtissin.«

Er lachte auf und fügte hinzu: »Schade, dass Sie als Reformierte für Ihre Verdienste an meiner Tochter nicht heiliggesprochen werden kann!«

4

Wie ich diesen Eversmann hasse, dachte Wilhelmine. Sie hatte die Augen aufgeschlagen und empfand die Ruhe als wohltuend nach dem morgendlichen Schock. Nun kann ich wenigstens erahnen, wie Fritz sich gefühlt hat, als sein Freund Katte vor seinen Augen enthauptet wurde. Enthaupten, dachte sie, was für ein edles Wort für diese schimpfliche Ermordung.

Sie legte sich eine Wolldecke um die Schultern und ging ins Ankleidezimmer. Die Amme hatte das Kleid für sie zurecht gelegt. Mühsam schlüpfte sie hinein. Sie war es nicht gewohnt, sich allein anzukleiden, aber die einzige Dienerin, die der König ihr zugestanden hatte, war im Entresol mit der Wäsche beschäftigt.

Doris Ritter eine Mätresse von Frédéric, dachte sie bitter, während sie ihre Laute aus dem Schrank nahm. Wer das denkt, weiß nichts über meinen Bruder. Armer Fritz, sensibel, naturwissenschaftlich begabt und liebte die Musik. Der König ließ nur das Soldatische gelten, alles andere verachtete er als weibisch, es war wie ein Naturgesetz, dass der Vater seinen Sohn haßte. Sinsine hatte ihr erzählt, wie der Vater bereits als Kronprinz mit vierzehn Jahren exerziert hatte. Nicht einmal der eigenen Mutter, der klugen Charlotte Sophie, war es gelungen, ihren Sohn für die Seele des Lebens zu erwärmen. Sie war zu früh gestorben, ihre Großmutter hätte Wilhelmine gern kennen gelernt.

Je härter der Drill wurde, desto sehnlischer suchte Fritz ein warmes Zuhause: bei der Familie des Kantors Ritter hatte er es gefunden. Er hatte ihr erzählt, wie formlos und gemütlich es in dem kleinen Haus zuging, wie die fünfköpfige Familie jeden Abend gemeinsam musizierte, obwohl sie so arm waren, dass Doris nicht einmal ein Seidenkleid besaß. Heimlich hatte er sich zur Familie Ritter geschlichen und war mit seiner neuen Traversflöte freundlich aufgenommen worden.

Zart schlug Wilhelmine die Saiten, horchte, stimmte und begann eine Sonate von Corelli zu spielen, möglichst leise, damit die Wachsoldaten sie nicht hörten. Oh, sie hätten nicht gewagt, in die Gemächer der ältesten Prinzessin zu kommen und ihr das Instrument zu nehmen, aber Meldung bei ihrem Vorgesetzten würden sie machen, und der würde wieder Meldung bei seinem Vorgesetzten machen, und der ... das preussische Militär funktionierte tadellos. Wilhelmine seufzte. Es war ja auch das einzige, was funktionieren musste. Alles andere, das ihrer Mutter, den Hofdamen und ihr Freude machte, hatte der König abgeschafft. Der Hofprediger Francke, diese Laus im Pelz des religiösen Königs, hatte durchgesetzt, dass die Redouten und der Karneval eingeschränkt wurden, und der Vater,

bemüht, die Schulden zu tilgen, die der Großvater in seiner verschwenderischen Lust am königlichen Prunk gemacht hatte, hatte alles entlassen, geschlossen oder verboten, was interessant war: Architekten, das Orchester, die Oper, französische Komödien. Die Akademie der Wissenschaften, von Großmutter Charlotte ins Leben gerufen, ließ er schließen und ihren Präsidenten, Professor Jakob von Gundling, degradierte er zum Hofnarren an seiner Trink- und Tabakrunde. Gundling, vom König verspottet und immer wieder üblen Peinigungen ausgesetzt, war inzwischen nach einigen Fluchtversuchen der Trunksucht verfallen. Dumm geblieben wäre ich ohne meinen Lehrer La Croze, dachte sie. Wenn er seinen Benediktinern nicht entflohen wäre und bei Hofe freundliche Aufnahme gefunden hätte, wäre schwerlich ein angemessener Lehrer für mich verfügbar gewesen.

Erstaunt merkte sie, dass sie sich beim Rasonieren von den Noten gelöst hatte. Sie hat mich entführt, die Musik, wie schön die Welt sein kann! Sie freute sich und verband ihr kleines Motiv mit dem von Corelli zu einem Capriccio. Wie fröhlich und kräftig die Tonfolge in Dur klang. Dabei war sie so niedergeschlagen gewesen. Aus der Einsamkeit kommt die Kraft, dachte sie, aus der Trauer entsteht die Hoffnung, aus der Sehnsucht die Musik.

Sie wühlte in ihrem Sekretär nach Notenpapier. Nichts. Die Wut des Königs hatte wirklich vor nichts haltgemacht, nicht einmal Notenpapier durfte gekauft werden.

Stirnrunzelnd malte sie sich ein Notensystem, besorgt, über diesem stupiden Tun ihren kleinen Einfall zu vergessen. Dann notierte sie, wiederholte das Stück und war recht zufrieden. Die unfreiwillige Zurückgezogenheit hatte ihre Vorzüge.

Sie wurde eifrig, ihre Wangen röteten sich, während sie spielte und einem Einfall den nächsten hinzufügte. Es ist wie eine Mathematikaufgabe von La Croze, dachte sie. Zur Lösung fehlt ein kleiner Kniff, die winzige logische Ermittlung – und die Aufgabe ist gelöst. Wenn doch der Bruder da wäre! Frédéric hätte jetzt das Motiv mit seiner Flöte aufgenommen, und sie hätten zusammen musiziert. Tränen liefen ihr die Wangen hinunter, während sie das Motiv verwandelte und als Flötenstimme hinzufügte. Ein Flötenkonzert würde sie schreiben, für den Bruder!

Keinen Menschen vermisste sie so wie ihn, der so herrlich spotten konnte, mit dem man so wundervoll über die ahnungslosen Hofschranzen lästern konnte. Sie hatten Scarrons Roman »Komödianten« gelesen und sich an Stellen vor Lachen gekugelt, die sich anhörten, als wäre Scarron Hofnarr am preußischen Hof und würde beschreiben, was er dort sah.

Den kaiserlichen Gesandten Seckendorff, der ihnen von allen am widerwärtigsten erschien, hatten sie nach Scarron »den Plünderer« genannt, der allgegenwärtige Minister Grumbkow, dieser Intrigant, der, wie sie vermutete, ein kaiserlicher Spion war, war Rancune. Ständig hatten sie gekichert über diese Geheimnamen, sogar die Königin hatte davon erfahren und mit ihren Kindern gelacht. Sie hatten ihr allerdings verschwiegen, dass

sie nicht einmal den König verschont hatten und ihn als »dicken Brummer« titulierten. Meine Mutter hat Geist und Humor, dachte Wilhelmine, und dennoch lebt sie in ständiger Angst vor ihrem Gatten, der Wissenschaftler und Künstler beschimpft und Musik bestenfalls als Truppenermunterung duldet.

Wenn ihr zukünftiger Mann auch so wäre? Wenn er ihr die Freude am Musizieren verderben, die Wissenschaften verbieten würde? Keinerlei Zerstreungen, keine Redouten, nicht mal Maskenbälle an Karneval? Sie hatte von Höfen gehört, an denen calvinistische Prediger die Fürsten beherrschten und ihnen das ewige Fegefeuer androhten, wenn sie nicht gottesfürchtig lebten. Und sie allein bestimmten, was gottesfürchtig war und was nicht.

Mit der Laute im Arm trat Wilhelmine ans Fenster. Der Innenhof des Schlosses sah schmutzig und vernachlässigt aus, wie immer, wenn der König in Potsdam war. Er wollte sie also zwingen, zu heiraten. Hatte er einen neuen Kandidaten gefunden? Sie wusste, dass der König der Mutter befohlen hatte, eine Liste mit geeigneten Bewerbern zu erstellen. Die Königin zögerte das aber ständig hinaus und wartete verzweifelt auf Antwort aus England.

England, dachte Wilhelmine, ausgeträumt der Traum. Nicht wegen des Fußtritts, den der König dem englischen Gesandten Chevalier Hotham verpasst hatte, auch nicht wegen der Mutter, deren Starrsinn die Politik des Vaters und damit Preußens ignorierte. Nein. Die Wahrheit war einfach und schmeckte bitter: Die hatten sie nie gewollt. Keiner will mich, dachte Wilhelmine bitter, wer will schon eine hässliche Prinzessin? Schon bei meiner Geburt bin ich äußerst ungnädig empfangen worden, alle wünschten leidenschaftlich einen Prinzen.

Gerade elf Jahre alt war sie gewesen, als die widerwärtigen Hofdamen aus Hannover angerückt waren, um sie in Augenschein zu nehmen. Eine nach der anderen kam, eine hochnäsiger als die nächste, die Heiratsware für ihren König zu prüfen. Sie schlug einen schrillen Ton auf der Laute an, schrill, wie die erste der Hofdamen gesagt hatte: »Mein Gott, wie sieht die Prinzessin aus! Welche Figur! Wie ungraziös!«

Und ihre Mutter, die geistvolle, energische Königin mit dem hoheitsvollen Auftreten der Welfin, sie wurde regelrecht verlegen! Entschuldigend entgegnete sie: »Indeed, she could look much better. Aber an ihrer Taille ist nichts auszusetzen, sie ist nur noch nicht entwickelt. Wenn Sie aber mit ihr Konversation machen, werden Sie sehen, was in ihr steckt.«

»Tatsächlich?«, hatte die erste Hofdame gezweifelt. »Sagen Sie mir, Prinzessin, was ergibt zwei und zwei?«

Die behandelte sie wie ein Kleinkind! Wilhelmine sagte sehr höflich, denn von frühester